

„ANDERE ZU KORRIGIEREN IST NICHT MEIN STIL“

BASTIAN SICK

INTERVIEW SVEN MICHAELSEN FOTO ARNE WEYCHARDT

AUS DEM LEBEN eines Auflagenmillionärs: Bastian Sick steht eines Tages an der Supermarktkasse und überlegt, wie die Dinger heißen, die man auf das Laufband legt, um die eigenen Waren von denen des Vordermanns abzugrenzen. „Seitdem konnte ich nicht einkaufen, ohne daran zu denken. Ich fing an, wichtige Besorgungen zu vergessen, vertat mich beim Geldabzählen oder packte gedankenverloren die Einkäufe des folgenden Kunden mit in meine Tüte.“ Die Kassiererin zu fragen, hilft Sick auch nicht weiter: „Wie lustig, dass Sie danach fragen“, erwidert sie, „dasselbe habe ich mich nämlich auch schon immer gefragt!“ Recherchen im Internet ergeben, dass sich dort längst Diskussionsforen des Themas angenommen haben. Es gibt Vorschläge wie Trennstab, Trendy, Warenstaffelstab, Kassenbandriegel, Separator, Kassentoblerone oder Näkubi für „Nächster Kunde bitte!“ Sick geht die Sache logisch an: „Wozu dient das Ding? Es trennt Waren auf dem Kassenschiefeband. Also sollte man es Warentrenner nennen.“ »

Sagt man „durchgewunken“ oder „durchgewinkt“? Weil niemand falsches Deutsch sprechen will, wurde Bastian Sicks Sprachfibel „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ zum Bestseller. Ein Gespräch mit Deutschlands Rechtschreibpapst über seinen ungewöhnlichen Weg zum Auflagenmillionär, Sprachmüll und seine Leidenschaft für Udo Jürgens

* Es heißt „durchgewinkt“ - „winken“ wird anders als „sinken“ regelmäßig gebildet

FRAGE: Herr Sick, Ihr Vater war Lehrer. Haben Sie von ihm den Hang, bei anderen nach Fehlern zu suchen und zu grübeln, ob es die oder das Nutella heißt?

ANTWORT: Mein Vater hat mich beim Sprechen selten korrigiert. Vielleicht musste er das auch nicht, denn ich war immer ein sehr guter Deutsch-Schüler. Meine Sprachverliebtheit begann mit Kinderbüchern aus der öffentlichen Bucherei: Astrid Lindgren, Erich Kästner, Max Kruse. Mit zwölf habe ich Fortsetzungsromane geschrieben, in denen ich meine Mitschüler auftauchen ließ. Mein damaliger Deutschlehrer ließ mich zu Beginn jeder Deutschstunde ein Kapitel vorlesen. Später habe ich Theaterstücke verfasst, die ich mit Mitschülern einstudierte und in der Schule aufführte.

Nach Ihrem Geschichts- und Romanistikstudium wurden Sie 1995 Dokumentationsjournalist beim „Spiegel“-Verlag.

Ich habe in der Bilddokumentation angefangen. Ich weiß noch, mit welchem Satz ich beim Bewerbungsgespräch am meisten überzeugte: „Ich liebe Ordnung!“ Das trifft auf mich immer noch zu. Erst habe ich Fotos sortiert, jetzt sortiere ich Sprachmüll. **Später wurden Sie Schlussredakteur bei „Spiegel online“. Ab wann spürten Sie Ihre sprachpädagogische Berufung?**

Als Korrektor begnügte ich mich nicht allein mit der Jagd auf Rechtschreibfehler, sondern machte mir auch so meine Gedanken über unnötige Phrasen, über seltsame Modewörter und bizarre Anglizismen. An diesen Gedanken ließ ich meine Kollegen in der Redaktion teilhaben, indem ich ihnen gelegentlich kleine E-Mails schickte. Wäre ich dabei als fuchtelnder Oberlehrer aufgetreten, hätten sie meine Mails vermutlich entnervt gelöscht. Aber ich servierte meine Texte mit Humor und Ironie, und das gefiel den Kollegen, ganz besonders meinem Chef. Eines Tages fragte er mich, ob ich nicht Lust hätte, für „Spiegel online“ eine sprachpflegerische Kolumne zu schreiben. So wurde der „Zwiebelfisch“ geboren.

Wer hatte später die Idee, aus Ihren Kolumnen ein Buch zu machen?

Da waren zunächst die Leser, die immer wieder fragten, ob es meine Kolumnen nicht auch in einem Sammelband zu kaufen gebe. Und dann trat das ein, wovon wohl jeder unbekannte Autor träumt:

„DIE MEISTEN
MEINER LESER
KOMMEN AUS DEM
**BILDUNGS-
BÜRGERTUM.**
ABER ES SIND AUCH
ÜBERRASCHEND
VIELE ADELIGE DABEI“

Nicht ich musste mich auf die Suche nach einem Verleger begeben, sondern die Verlage kamen auf mich zu.

Ihre beiden Kolumnenbände haben sich bis heute bereits 1,4 Millionen Mal verkauft. Ihr Pech ist, dass mehr als die Hälfte des Autorenhonorars an Ihren Arbeitgeber geht.

Das Copyright an meinen Texten liegt bei „Spiegel online“. Das Schicksal gesplitteter Autorenhonorare teilen die meisten Kolumnisten in Deutschland.

Sie verkaufen mehr Bücher als jeder „Spiegel“-Schreiber. Wie viel Missgunst und üble Nachrede erleben Sie in Ihrem Haus?

Mag sein, dass mein Erfolg nicht jedermann geheuer ist – er ist es mir ja manchmal selbst nicht. Aber Missgunst erfahre ich nicht. Mein Weg ist freilich auch ein absoluter Ausnahmefall. Vom Dokumentar zum Online-Redakteur, vom Internet auf den Buchmarkt: Das hatte es vorher noch nie gegeben. Am meisten freuen sich meine ehemaligen Kollegen aus dem Bildarchiv.

Wie erklären Sie Ihre spektakulären Verkaufszahlen?

Ich bekomme jeden Tag mehr als fünfzig Zuschriften. Deshalb weiß ich ziemlich genau, wer meine Leser sind. Die meisten kommen aus dem Bildungsbürgertum – und die Zahl der Menschen mit Abitur und Studium nimmt zu. Überrascht hat mich, wie viele Adlige unter meinen Lesern sind. Aber das große Interesse an gutem und richtigem Deutsch wundert mich nicht. Vielleicht ist es eine Reaktion auf den krassen Sprachverfall durch das so genannte Unterschichtenfernsehen. So wie die Leute in den nachmittäglichen Gerichtsshow's mochte man dann doch nicht reden.

Korrigieren Sie im Gespräch Ihre Mitmenschen?

Das wäre unhöflich. Unser Ausdruck ist etwas sehr Persönliches. Jemanden zu korrigieren hieße, ihn bloßzustellen – und das ist nicht mein Stil.

Wolf Schneider betreibt seine Sprachkritik nach dem emphatischen Motto von Karl Kraus: „Wenn die Menschheit keine Phrasen hätte, bräuchte sie keine Waffen.“ Was halten Sie von Schneider?

Ich habe seine Bücher mit Gewinn gelesen. Wir beackern zwar denselben Boden, tun dies aber an unterschiedlichen Stellen und mit unterschiedlichen Mitteln. Schneider erklärt Journalisten, wie man einen vernünftigen Text schreibt. Ich versuche meinen Lesern zu erklären, wie unsere Sprache funktioniert. Und meine Sprachbeobachtungen sollen unterhalten! Kürzlich las ich: „Wenn Wolf Schneider der Feldwebel der Sprachkritik ist, dann ist Bastian Sick ihr Günther Jauch.“ Mit diesem Vergleich kann ich sehr gut leben.

Schneider hält die zweigeschlechtliche Anrede à la „Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger“ für ein Zeichen von Gehirnschwund. Was meinen Sie?

Nach hundert Jahren Frauenbewegung wird man sehr schnell als antiemanzipatorisch und reaktionär gebrandmarkt. »

„DIE POETISCHSTE ART, MIT SPRACHE UMZUGEHEN, FINDE ICH BEI UDO JÜRGENS. VOR MEINEN LESUNGEN SINGE ICH SEINE SONGS“

wenn man das weibliche Geschlecht nicht gesondert anspricht. Würden Marx und Engels heute leben, müssten sie wohl schreiben: „Proletarierinnen und Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Grotesk wird die Feminisierung der Sprache, wenn ein sächliches Wort wie „Mitglied“ zu „Mitgliederinnen“ erweitert wird. Als Folge der Political Correctness hat sich eine neue Form der Diskriminierung gebildet – oder kennen Sie einen Politiker, der von Steuerhinterzieherinnen, Faulenzerinnen und Sozialschmarotzerinnen spricht?

Der junge Wolf Schneider konnte ausschließlich sächsisch und war zudem ein Stotterer. Was kompensieren Sie mit Ihrem Sprachpurismus?

Keine Ahnung. Die Geheimnisse der deutschen Sprache haben mich fasziniert, seit ich sprechen kann, aber es war nicht zwingend, dass ich sie zu meinem Beruf mache. Da war eine Chance, und ich habe sie genutzt. Ich bin ein Perfektionist, aber kein Pedant. Die Sprach- und Schreibfehler anderer bringen mich auch keinesfalls in Rage. Ich habe da eher den Blick eines Schmetterlingsforschers, der ein beson-

ders kurioses Exemplar betrachtet. Ein Sprachpfleger muss kein zwanghafter Mensch sein – auch wenn ich zugebe, dass ich Ordnung mag. Pflege hat mit Liebe zu tun. Ich pflege die deutsche Sprache, weil ich sie liebe. Aber ich wache nicht wie ein eifersüchtiger Othello über sie.

Haben Sie Lieblingsbücher?

Ich mag besonders Geschichten von Einzelgängern, die mit einer besonderen Gabe ausgestattet sind – so wie bei Noah Gordons „Medicus“, Sten Nadolnys „Die Entdeckung der Langsamkeit“, Patrick

Süskinds „Parfum“, Thomas Manns „Felix Krull“ und natürlich auch bei „Harry Potter“. Und ich mag Bücher, in denen Tiere die Hauptrolle spielen. Zuletzt gefesselt war ich von Yann Martels „Schiffbruch mit Tiger“.

Wer ist für Sie der größte lebende Stilist deutscher Zunge?

Die schönste und poetischste Art, mit der deutschen Sprache umzugehen, finde ich immer wieder bei Udo Jürgens. Und damit meine ich nicht seine Kracher wie „Aber bitte mit Sahne“ oder „Ein ehrenwertes Haus“, sondern eher die leisen Lieder. Er nennt sie selbstironisch jene Lieder, die er für „Lieschen Müller“ schreibt. Seine Textdichter – unter anderem Wolfgang Hofer, Michael Kunze, Friedhelm Lehmann – verstehen es, das Wesen der Liebe, menschliche Sehnsüchte, Ängste und Hoffnungen in lyrischer Form auf den Punkt zu bringen. Udo Jürgens macht mit seiner von der Romantik inspirierten Musik und seiner unverwechselbaren Interpretation Chansons daraus, die wohl auch in hundert Jahren noch aktuell sein werden.

Wie oft hören Sie den Mann?

Ich habe auf meinen Lesereisen immer einen CD-Player dabei und singe seine Songs mit, um mich auf meine Auftritte vorzubereiten. Lieder wie „Was wichtig ist“, „Engel am Morgen“, „Gib mir Deine Angst“, „Lebe wohl, mein halbes Leben“ und „Verdammt in alle Einsamkeit“ gehen mir tief unter die Haut. In mir steckt viel von Lieschen Müller. Einer meiner Freunde pflegt zu sagen: „Wenn man alle Weisheit und Erkenntnis des Lebens nimmt und auspresst, kommt unten ein Schlager-Text heraus.“ Im besten Fall ist es ein Lied von Udo Jürgens. ..

FEHLERFREI MIT VIEL HUMOR



BASTIAN SICKS BÜCHER „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ (Band 1 und 2, KiWi, je 8,90 Euro) enthalten seine Sprachkolumnen aus „Spiegel online“ und verkauft sich bisher 1,4 Millionen Mal. Kurzweilig erklärt Sick richtiges Deutsch – zum Beispiel, dass...
... **VERA NICHT RADEBRICHT**, wenn sie nur ein paar Brocken Englisch kann. Sie radebrecht und wird später vielleicht mal sagen: Ich habe geradebrecht.
... **EGBERT NICHT AUS DEM HAUS** hinausgeht und

auch nicht herein-, sondern heraus- und hinein-
... **SUSANNE SICH NUR** als Lottofee bewerben sollte, wenn sie bereits Lottofee ist. Sie kann sich aber gern um die Stelle als Lottofee oder für das Amt der Lottofee bewerben.
... **LAMBERTS POSTKARTE** zwar aus Spanien kam, aber von Mallorca.
... **PAULA LEIDER KEIN** oranges, auch kein orangenes, jedoch ein orangefarbenes T-Shirt trägt.